

## Thomasin und das Integumentum-Konzept

### Neue Überlegungen zu einem alten Streit

#### 1 Moraldidaxe und ‚gute‘ Literatur

Einer der bekanntesten Abschnitte aus dem *Welschen Gast* dürfte der sogenannte Lektürekatalog sein, eine Aufzählung literarischer Figuren, die Thomasin von Zerklare der höfischen Jugend als Exempel für das richtige Verhalten in der Hofgesellschaft empfiehlt. Dabei bezieht sich Thomasin zwar nicht auf konkrete Werke der höfischen Literatur, sondern auf die positive und negative Vorbildfunktion der Figuren an sich;<sup>1</sup> diese soll aber lesend und hörend erschlossen werden (*lesen unde hōren*, V. 762),<sup>2</sup> so dass es ihm letztendlich doch auch um die Geschichten geht, in denen von den Figuren berichtet wird.<sup>3</sup> Thomasin unterscheidet hierbei zwischen ‚guten‘ und ‚schlechten‘ *maere[n]* (V. 763f.) und äußert sich davon ausgehend auch allgemein zur Funktion und zum Wert von erzählender Literatur. Seine Reflexionen haben in der Forschung zum *Welschen Gast* eine Debatte über die Frage ausgelöst, ob Thomasin der höfischen Erzählliteratur einen verhüllten Zweitsinn beimisst, der mit integumentalen Verfahren erschlossen werden kann.

Wenn ich die verschiedenen Positionen innerhalb dieses ‚Integumentum-Streits‘ einer kritischen Revision unterziehe, geht es mir weniger darum, eine teils vehement geführte Forschungsdebatte aus den 1980er und 1990er Jahren wiederzubeleben. Ich werde vielmehr einige problematische Aspekte dieser Diskussion aufgreifen und anhand der einschlägigen Passage des *Welschen Gastes* sowie unter Rückgriff auf weitere Textabschnitte textnah verschiedene Überlegungen zu Thomasins Äußerungen präsentieren, die vielleicht zur Klärung einiger Streitpunkte beitragen können, indem sie bisher noch nicht bedachte Argumente anführen. Dazu rekapituliere ich zunächst die Eckpunkte der Integumentum-Debatte und analysiere anschließend die fragliche Passage aus dem *Welschen Gast*, wobei allerdings nur auf einige der zentralen Streitpunkte näher eingegangen werden kann. Auch wird es, wie sich zeigen wird, nicht nötig sein, den gesamten theoretischen Hintergrund des Integumentum-Konzepts in der *intellectual history* des 12. Jahrhunderts neu aufzurollen, denn mit Hilfe des *Welschen Gastes* selbst kann Antwort auf die meisten aufgetauchten Fragen gegeben werden.

1 Vgl. dazu auch HAUG 1992<sup>2</sup>, 233f., und GRÜNKORN 1994, 110 f.

2 Hier und im Folgenden wird zitiert aus: Thomasin von Zerklare, *Welscher Gast*, hg. Rückert. Wenn nicht anders angegeben, stammen die Übersetzungen im Folgenden von mir, C. S.

3 Zur Frage, auf welche Werke sich Thomasin beziehen könnte, vgl. DÜWEL 1991.

Die Textpassage, um die es im Folgenden geht, steht im ersten der zehn *teile*, in die Thomasin sein Werk gegliedert hat: in der primär an die höfische Jugend gerichteten Hofzucht, die der eigentlichen Moraldidaxe als Propädeutik vorangestellt ist. Diese höfische Jugendlehre hat zwar auf den ersten Blick mit dem Rest des *Welschen Gastes* nicht allzu viel gemein, weist aber doch einen engeren Bezug zum Hauptteil auf, als vor allem die ältere Forschung meinte,<sup>4</sup> denn die höfische *zuht*, die Thomasin hier zu vermitteln sucht, bildet das „Fundament der Tugend“<sup>5</sup> und damit die Grundlage für die folgende Moraldidaxe. Zudem etabliert Thomasin im ersten *teil* ein auf dem Prinzip der *imitatio* basierendes Lehrkonzept, das als Ideal der Wissensvermittlung für den gesamten *Welschen Gast* Gültigkeit besitzt.<sup>6</sup>

Thomasin betont in der Jugendlehre des ersten *teils* nach verschiedenen allgemeinen Anweisungen zum Verhalten im höfischen Umfeld den Wert von Bildung und Lernen: *swer niht enlernt die wil er mac, / der hât verlorn sînen tac* (V. 753f.). Dabei kommt er auch darauf zu sprechen, dass die höfische Jugend sich an *guotiu maere* (V. 763) halten und *boese*[ ] (V. 764) Geschichten meiden soll. Thomasin nennt als negatives Beispiel die Geschichte der schönen Helena, die nicht als Vorbild für *juncvrouwen* taugte (V. 773–778, 821–828). Diese Bemerkung führt ihn zunächst zu allgemeinen Belehrungen über die Rolle der Frauenschönheit und zum Zusammenhang zwischen äußerer und innerer Schönheit, die in Einklang zu bringen seien (ab V. 829). Wenig später kommt er auf die Frage zurück, [...] *waz diu kint / suln vernehmen unde lesen / und waz in mac nütze wesen* (V. 1.026–1.028). Hier beginnt der auch unabhängig von der Integumentum-Diskussion in der Forschung schon häufiger behandelte Lektürekatalog.<sup>7</sup> Man sieht: Schon im ersten *teil* seines umfangreichen Werks zeigt sich Thomasins typisch assoziativ-sprunghafte Denk- und Darstellungsweise, die auch im weiteren Verlauf ein wesentliches Merkmal seines didaktischen Diskurses darstellt.<sup>8</sup> Diese Art der Gedankenführung begegnet auch innerhalb der Textpassage mit den Lektüreanweisungen für die höfische Jugend allenthalben.

In dem Textabschnitt, der im Zentrum der Integumentum-Diskussion steht, führt Thomasin zunächst weibliche und männliche literarische Vorbildfiguren aus verschiedenen *matières* für die weibliche und männliche höfische Jugend an (V. 1.026–1.080). Danach äußert er sich dazu, wie die ‚Erwachsenen‘, diejenigen, die *ze sinne komen sint* (V. 1.081), literarisch belehrt werden sollen und welchen Stellenwert die

4 So spricht z. B. TESKE 1933, 118, von einem „Riß“, der „[z]wischen dem ersten und den übrigen Büchern des *Welschen Gastes* klafft“; ähnlich noch HUBER 1988a, 25: Das erste *teil* sei „strukturell doch einigermaßen unabhängig“.

5 RUFF 1982, 50.

6 Zum Verhältnis zwischen dem ersten *teil* und dem übrigen *Welschen Gast* vgl. auch SCHANZE 2018, 113f.

7 Folgende Arbeiten befassen sich ausschließlich mit Thomasins Lektürekatalog: ENGELEN 1966; DÜWEL 1991; DALLAPIAZZA 1996 bzw. die leicht erweiterte Neufassung: DALLAPIAZZA 2000; WANDHOFF 2002.

8 Vgl. dazu SCHANZE 2018, passim.

*âventiure*-Geschichten insgesamt haben, die er zuvor der höfischen Jugend zur Belehrung empfohlen hatte (V. 1.081–1.134). Schließlich nimmt er Stellung zu der poetologischen Frage, was man als Dichter überhaupt dichten solle (V. 1.135–1.162). Alle diese Überlegungen markiert Thomasin am Ende des entsprechenden Textabschnitts allerdings als Abschweifung: *Ich hân vertreten mîn zil* (V. 1.163), heißt es dort. Den roten Faden der höfischen Jugendlehre, den er durch den literaturtheoretischen Exkurs und die Äußerungen zum Wert der erzählenden Literatur aus den Augen verloren hat, nimmt er nun mit der Zusammenfassung seines nicht erhaltenen Frühwerks zur Hofzucht wieder auf, des von ihm selbst so bezeichneten *buoch[s] von der hüfscheit* (V. 1.174). Sie füllt den Rest des ersten *teils* aus.

## 2 Der ‚Integumentum-Streit‘

Die Forschungsdebatte um Thomasin und das Integumentum nimmt ihren Ausgang bei Hennig Brinkmann,<sup>9</sup> der – zusammen mit anderen (Peter Dronke, Christel Meier)<sup>10</sup> – in den 1970er Jahren die literaturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Integumentum-Konzept einleitete. Dieses Konzept<sup>11</sup> wurde im 12. Jahrhundert – unter Rückgriff auf den unspezifischen Gebrauch des Begriffs und der Sache in der antiken Rhetorik sowie auf patristische Traditionen – in verschiedenen Ausprägungen unter anderem bei Abaelard, Wilhelm von Conches, Wilhelm von St. Thierry, Alanus ab Insulis und vor allem bei Bernardus Silvestris im *Aeneis*-Kommentar als poetologischer *terminus technicus* etabliert. Eine zentrale Rolle spielte hierbei Macrobius' Kommentar zu Ciceros *Somnium Scipionis* mit seinem Versuch einer Begründung des Wahrheitswertes antiker Schriften aus einer christlichen Perspektive. Als weltliches Gegenstück zur Bibelhermeneutik diente das Verfahren einmal als interpretatives Instrument zum Auffinden einer verborgenen, ‚verhüllten‘ tieferen Wahrheit in antiken Texten, brachte dann aber als konstruktiver Typus auch selbst neue Texte hervor, die unter einer ‚fiktiven‘ Hülle eine verborgene philosophische Wahrheit vermitteln sollten. Der Terminus *Integumentum* – synonym wurde auch *involucrum* benutzt<sup>12</sup> – ist schillernd: Er bezieht sich als ‚Gattungsbezeichnung‘ auf integumentale Texte und als *terminus technicus* einerseits auf die ‚Verhüllung‘ an sich (so ist er auch semantisch ableitbar), andererseits aber auch auf den hermeneutischen Prozess, der der Ver- oder der Enthüllung zugrunde liegt.

Brinkmann hat in einem Aufsatz zur „Verhüllung (*Integumentum*) als literarischer Darstellungsform im Mittelalter“ (1971), der sich schwerpunktmäßig mit dem *Anticlaudianus* des Alanus ab Insulis befasst, sowie in seiner Monographie zur

9 BRINKMANN 1971; siehe dazu unten.

10 DRONKE 1974; MEIER 1976; MEIER 1977.

11 Zum Folgenden vgl. die Handbuchartikel von STENGL 1998 und HUBER 2000 sowie vor allem BEZNER 2005, 33–38 u. ö.

12 Vgl. STENGL 1998, 446f., und HUBER 2000, 156.

*Mittelalterlichen Hermeneutik* (1980) am Rande angemerkt, Thomasins Äußerungen über die *âventiure*-Geschichten rekurrirten auf das Konzept des Integumentums.<sup>13</sup> Er behauptete weder, dass Thomasin eine integumentale Lesart der *âventiure*-Geschichten vorgesehen habe, noch, dass Thomasin das Integumentum als *terminus technicus* zur Legitimierung der fiktionalen Literatur benutzte; aber er deutete an, dass Thomasin mit diesem Konzept vertraut war und es anscheinend ‚irgendwie‘ auf erzählende Texte angewendet wissen wollte. Die hieran anschließenden Versuche, den höfischen Roman integumental zu deuten – Brinkmanns eigene Beispiele aus der höfischen Literatur,<sup>14</sup> Jaegers Studie zu Gottfrieds *Tristan*,<sup>15</sup> schließlich die problematische Monographie von Rolf-Peter Lacher zur *Integumentalen Methode in mittelhochdeutscher Epik* am Beispiel von Veldekes *Eneas* und Hartmanns *Iwein*<sup>16</sup> –, zeigen deutlich, dass dieser Ansatz abwegig ist. Aber darum soll es hier nicht gehen, denn darum geht es auch in der Forschungsdebatte um Thomasin und das Integumentum nicht.

In seinem breit angelegten Aufsatz zu „Historischer Wahrheit und poetischer Lüge“ (1980) geht Fritz Peter Knapp beiläufig auch auf Brinkmanns Bemerkung zu Thomasin ein und widerspricht ihr: Schon in der weltlichen allegorischen Dichtung sei der Einfluss der *fabula-Integumentum*-Lehre schwer nachweisbar,<sup>17</sup> was Knapp ausführlich darlegt. Entsprechende Ansätze zum höfischen Roman seien noch viel weniger erfolgversprechend, und Thomasin falle als „Gewährsmann dafür aus“,<sup>18</sup> denn gerade er leugne die Existenz eines tieferen Sinnes in den *âventiure*-Geschichten. Thomasin beziehe sich mit den Formulierungen, die die Integumentum-Theorie anklingen lassen, vielmehr auf einen *sensus moralis*, der fiktiv vermittelt werden kann wie in den fraglichen fiktionalen Geschichten, den aber auch jede *historia* in ihrem Erzählverlauf birgt. Dabei schreibe Thomasin selbst freilich für diejenigen, die keine lügenhafte Erzähloberfläche brauchten, sondern *tiefe sinne* unmittelbar verstehen könnten: „Die reine Lehre bedarf keines fiktionalen Gewandes.“<sup>19</sup> Er versteht Thomasin, ohne näher auf die betreffende Textpassage einzugehen, also dahingehend, dass es ihm nicht um verschiedene Rezeptionsmodi des höfischen Romans für Rezipienten mit unterschiedlichen intellektuellen Kapazitäten geht, sondern um die Unterscheidung zweier Textsorten.

Walter Haug greift in seiner *Literaturtheorie im deutschen Mittelalter* (1985) aus seinem Interesse an der ‚Entdeckung der Fiktionalität‘ in der hochmittelalterlichen volkssprachigen Literatur heraus Knapps Einwand gegen Brinkmann auf. Für Haug ist klar, dass der „höfische Roman [...] keine in einer fiktiven Handlung verhüllte

13 Vgl. BRINKMANN 1971, 322f., und BRINKMANN 1980, 179.

14 BRINKMANN 1980, 201–214 und passim (*Erec*, *Iwein*, *Tristan*).

15 JAEGER 1977.

16 LACHER 1988; dazu die kritische Rezension von PEIL 1994.

17 Vgl. KNAPP 1980, 57f.

18 KNAPP 1980, 58.

19 KNAPP 1980, 58.

philosophische Wahrheit“ vermittelt.<sup>20</sup> Eine andere Frage sei allerdings, ob im Mittelalter gewissermaßen sekundär versucht worden sei, den Roman mit Hilfe der Integumentum-Theorie gegen den Vorwurf der Lüge (mithin der ‚Fiktionalität‘) zu verteidigen. Dazu befasst sich Haug eingehender mit der Passage aus dem *Welschen Gast*,<sup>21</sup> gesteht Thomasin zu, dass das Bild von der Wahrheit im Kleid der Lüge, mit dem die *âventiure*-Geschichten umschrieben werden, an das Integumentum-Konzept erinnere, kommt aber zu einem ähnlichen Schluss wie Knapp:

Die höfische *âventiure* vermittelt gerade keinen philosophischen Gedankenzusammenhang. Sie ist nur Vehikel für beispielhafte Einzelfiguren, die Verhaltensnormen zur Anschauung bringen. Die Moralphilosophie, wie Thomasin selbst sie in seinem *Wälschen Gast* bietet, stellt ihr gegenüber eine höhere Stufe dar.<sup>22</sup>

Thomasin sei also kein Zeuge für eine integumentale Rezeption des höfischen Romans. Er greife vielmehr die Interpretation des Fiktiven nach dem *sensus moralis* auf, und zwar als Rückzugsort für all die, die das neue fiktionale Konzept des höfischen Romans nicht verstünden oder es zu wagemutig fänden.<sup>23</sup> Auf die Frage, ob Thomasin eine zweischichtig-integumentale Lesart des höfischen Romans intendiere oder ob er verschiedene Textsorten unterscheide, geht Haug nicht explizit und nicht mit genauem Bezug auf den Text des *Welschen Gastes* ein; implizit wird aber deutlich, dass auch er – wie Knapp – annimmt, dass Thomasin sich auf zwei unterschiedliche Textsorten bezieht, und zwar mit seiner eigenen Moralphilosophie als der „höhere[n] Stufe“<sup>24</sup> im Vergleich zu den fiktionalen Erzählungen. Diese Frage interessiert Haug aber nicht weiter. Es geht ihm in erster Linie darum, die Autoren des höfischen Romans, die „an der Integumentum-Lehre vorbei zu einer Poetik vorstießen, die der autonomen Wahrheit des Fiktionalen gerecht zu werden versuchte“,<sup>25</sup> und damit ihre bzw. Haugs ‚Entdeckung der Fiktionalität‘ vor Thomasins antiquiertem Rückgriff „auf das alte moralische Rezept“<sup>26</sup> zu bewahren. Soweit herrscht also – gegen Brinkmanns Auffassung – breite Übereinstimmung.

Vor dem Hintergrund seiner intensiven Beschäftigung mit Haugs Literaturtheorie einerseits,<sup>27</sup> mit Thomasins *Welschem Gast* im Rahmen seiner Habilitationsschrift zur Alanus ab Insulis-Rezeption in der mittelhochdeutschen Literatur andererseits<sup>28</sup> hat sich Christoph Huber 1986 in einem längeren Aufsatz ausführlich

20 HAUG 1992<sup>2</sup>, 231.

21 Vgl. HAUG 1992<sup>2</sup>, 232–240.

22 HAUG 1992<sup>2</sup>, 238.

23 Vgl. HAUG 1992<sup>2</sup>, 239f.

24 HAUG 1992<sup>2</sup>, 238.

25 HAUG 1992<sup>2</sup>, 238f.

26 HAUG 1992<sup>2</sup>, 239.

27 Vgl. die kritische Rezension von HUBER 1988b.

28 HUBER 1988a.

mit Thomasins Lektüreeanweisungen und der Frage, inwiefern diese dem Integumentum-Konzept verpflichtet seien, auseinandergesetzt. Dabei hat er den theoretischen Hintergrund der entsprechenden lateinischen Texte berücksichtigt und vor allem die Textpassage im *Welschen Gast* einer genauen Analyse unterzogen. Er kommt zu dem Schluss, dass Thomasin – ähnlich wie Bernardus Silvestris – für verschiedene Adressaten verschiedene Verständnisebenen der *âventiure*-Geschichten ansetzt, sich also nicht auf die Verweiskraft des Mediums und damit auf unterschiedliche Textsorten bezieht (Romane auf der einen Seite, die ‚reine‘ Morallehre auf der anderen Seite), sondern der fiktionalen Erzählliteratur einen integumentalen Zweitsinn zuspricht. Huber argumentiert kleinschrittig und nahe an Thomasins Text und beruft sich auf verschiedene Formulierungen Thomasins, die in Zusammenhang mit der ‚lügenhaften‘ Oberfläche der *âventiure*-Geschichten durch ihre Bekleidungs- und Verhüllungsmetaphorik an das Integumentum erinnern, wie ja auch schon Haug bemerkt hatte. Hubers Fazit lautet: „Das Integumentum auf dem Theoriestand des 12. Jahrhunderts wird so als Vorbild für Thomasins Modell in allen wichtigen Zügen bestätigt.“<sup>29</sup>

Gegen diese Einschätzung hat Fritz Peter Knapp 1987 mit einiger Vehemenz Stellung bezogen. Er kritisiert zunächst Hubers Verständnis des Integumentum-Konzepts bei Bernardus Silvestris, der *sub integumento* weniger moralische Fragen behandle als ontologische Belange und anthropologische Erkenntnisse; psychologische und moralische Fragen würden dagegen – wie auch bei Macrobius – schon auf der Handlungsebene beantwortet.<sup>30</sup> Dann unterzieht auch er die Textpassage des *Welschen Gastes* einer genauen Lektüre, weist Huber in einigen Details eine falsche Deutung von Thomasins Text nach und kommt erneut zu dem Schluss, dass sich bei Thomasins Bewertung der *âventiure*-Geschichten keine Unterscheidung zwischen einer ‚historischen‘ und einer ‚fiktiven‘ Wahrheit, zwischen einer lügenhaften Oberfläche und einem tieferen Sinn finde, wie sie Huber Thomasins Bewertung der ‚Lügendgeschichten‘ entnimmt. Die Schichtungs- und Zeichen-Metaphorik bei Thomasin beziehe sich auf unterschiedliche Textsorten, die aber „freilich nicht in einem Verhältnis des totalen Gegensatzes, sondern der Steigerung zueinander stehen. Aus den *âventiuren* läßt sich indirekt, bildhaft und ‚verkleidet‘ das entnehmen, was andere Texte unverhüllt darbieten: die *wârheit*.“<sup>31</sup> Thomasin mache also quasi ‚Eigenwerbung‘: Er spreche „deutlich *pro domo*, wenn er, wie selbst Huber zugibt, ‚die unverhüllte Lehre der Lehrdichtung höher stellt‘ (S. 100).“<sup>32</sup>

Huber hat 1994 auf Knapps Kritik repliziert und dabei – obwohl er einige seiner Interpretationsvorschläge angesichts der Kritik, die inzwischen auch andere geäußert hatten,<sup>33</sup> zurücknahm – nochmals betont, dass es Thomasin in seinen

29 HUBER 1986, 96.

30 KNAPP 1987, 68.

31 KNAPP 1987, 73.

32 KNAPP 1987, 73.

33 NELLMANN 1988, 42, Anm. 56; HEINZLE 1990, 75f.

Ausführungen um unterschiedliche Rezipientengruppen und Rezeptionsmodi, mit- hin um zwei Arten der Textaufnahme und nicht um zwei verschiedene Textsorten gehe. Dass Thomasin das Integumentum-Konzept gekannt habe, erweise sowohl seine Terminologie als auch der Quellenhintergrund des *Welschen Gastes*:

Es ist nicht abwegig, daß Thomasin [...] in dieser Richtung auch eine nicht frag- los offenliegende, erst zu entdeckende Lehre im volkssprachlichen Roman kon- zipiert haben sollte. Er hat sie nicht ausgeführt, also könnte man auch damit rechnen, daß er nur theoretisch mit der Möglichkeit spielte, mit der man sich widerspenstige Texte gefügig zu machen pflegte. [...] Für all diese Fälle hatte das Integumentum elegante Kompromisse bereit.<sup>34</sup>

Relativierend schließt er:

So scheint es mir keine grundsätzlichen Hindernisse zu geben, dem Kleriker aus Aquileja eine vorbehaltliche Anerkennung des Aventiureromans als Trä- ger moraltheoretischer Wahrheit nach dem Modell des Integumentums abzu- nehmen. Der Wortlaut seines Votums erzwingt nicht die eine oder die andere Lesart; die mittelhochdeutsche Terminologie ist – wie oft – nicht eindeutig, die Gedankenführung läßt Zuordnungen offen.<sup>35</sup>

Darauf gab es eine weitere kurze Reaktion von Knapp, als Nachtrag zum Wiederab- druck seiner beiden thematisch einschlägigen Aufsätze im ersten Band der gesam- melten Schriften zu *Historie und Fiktion in der mittelalterlichen Gattungspoetik* (1997). Auch diese ist eher versöhnlich gehalten und zielt darauf ab, dass die Diskus- sion von teils unterschiedlichen Prämissen ausgegangen sei, nämlich einer stren- gen Berufung auf die relativ klaren Definitionen bei Bernardus Silvestris durch Knapp selbst und dem (nachträglichen) Verweis auf die Offenheit des Konzepts und die fehlende Trennschärfe in der integumentalen Praxis des Hochmittelalters bei Huber. Knapp gesteht Huber und Thomasin zu, dass es nicht weiter verwundern müsse, wenn letzterer „unter dem *Integumentum / involucrum*, von dem er irgend- wie Kenntnis erlangt haben mochte, auch nur die moralische Nutzenanwendung, nicht aber die von Bernardus und Macrobius gemeinte tiefere philosophische Welt- sicht vermutete.“<sup>36</sup> Er bleibt aber dabei, dass Thomasin kein zweischichtiges Ver- ständnismodell der *âventiure*-Geschichten ansetzt, sondern von zwei unterschied- lichen Textsorten ausgeht.

Damit ist die Forschungskontroverse im Wesentlichen beendet. Kommen spätere Beiträge auf sie zu sprechen, dann in der Regel so, dass Haug und vor allem Knapp

<sup>34</sup> HUBER 1994, 35.

<sup>35</sup> HUBER 1994, 36.

<sup>36</sup> KNAPP 1997, 165f.

Zustimmung finden und das Problem im Übrigen per Fußnotenverweis als erledigt betrachtet wird.<sup>37</sup> Nur Gertrud Grünkorn ist in ihrer Monographie zur *Fiktionalität im höfischen Roman* (1994) nochmals ausführlicher, auch unter Einbezug einer genaueren Analyse von Thomasins Text, auf die Debatte eingegangen,<sup>38</sup> kommt aber letztlich zu denselben Einschätzungen wie Haug und Knapp,<sup>39</sup> auch wenn sie Thomasin relativierend zugesteht, dass er das Integumentum-Konzept gekannt und in einer angepassten Form in Bezug zur höfischen Erzählliteratur gesetzt hat.<sup>40</sup>

Auch in meinem Beitrag soll Knapps ‚letztem Wort‘ nicht widersprochen werden, ganz im Gegenteil: Ich habe bereits an anderen Stellen grundsätzliche Zustimmung in der Sache signalisiert.<sup>41</sup> Ich will aber doch einige neue Argumente anführen, die weniger den Hintergrund der lateinischen Theorie oder die Fiktionalitätsdebatte betreffen, sondern auf den werkinernen Kontext des *Welschen Gastes* bezogen sind. Damit haben sie einerseits vielleicht doch etwas mehr Gewicht, wenigstens für die unmittelbare Bewertung von Thomasins Äußerungen, andererseits können sie möglicherweise dazu beitragen, Thomasin zumindest ein wenig vor dem von Knapp geäußerten Verdikt zu bewahren, er sei im Vergleich zu den lateinischen Theoretikern doch ein „kleinerer Geist mit beschränkterem Wissensstand“. <sup>42</sup> Es geht mir gar nicht so sehr darum, ob diese Qualifizierung stimmt oder nicht – das ist eine andere Frage, und man ist geneigt, Knapp aus vollem Herzen zuzustimmen, wenn man sich längere Zeit mit dem *Welschen Gast* beschäftigt hat. Ich will vielmehr zeigen, dass die gesamte Forschungsdebatte um Thomasin und das Integumentum zum Teil in eine Richtung weist, die Thomasin insofern nicht ganz gerecht wird, als er mit der entsprechenden Passage seines *Welschen Gastes* eigentlich etwas anderes intendierte als das, worum sich die Forschungsdiskussion hauptsächlich drehte.

### 3 Thomasins Lektürekatalog und seine Anweisungen zur Rezeption von Literatur

Was sagt Thomasin zu alledem? Bevor ich mich näher mit der fraglichen Passage des *Welschen Gastes* auseinandersetze, zunächst eine kurze Vorbemerkung: ‚Das‘ Integumentum gibt es – auch und gerade in der lateinischen Theorie des 12. Jahrhunderts – nicht. Frank Bezners monumentale Studie *‚Vela veritatis‘. Hermeneutik, Wissen und Sprache in der ‚Intellectual History‘ des 12. Jahrhunderts* (2005) führt

37 Vgl. z. B. WANDHOFF 2002, 108f., oder POWELL 2009, 54f. Eine Ausnahme stellt ERNST 2004, 95f., dar, der Huber gegen Knapp beipflichtet (vor allem Anm. 96).

38 GRÜNKORN 1994, 103–111.

39 Vgl. GRÜNKORN 1994, 107f.

40 Vgl. das Fazit von GRÜNKORN 1994, 110f.

41 Vgl. SCHANZE 2010a, 75f., und vor allem SCHANZE 2010b, 144–146.

42 KNAPP 1997, 165.



diesen Umstand eindrucksvoll vor Augen. Zwar gibt es ‚das‘ Integumentum als hermeneutisches Prinzip, aber letztendlich nicht als *terminus technicus*, der ein bestimmtes, klar benennbares und immer gleiches Verfahren beschreibe, sondern als Grundlage vieler verschiedener, teils im Detail, teils auch grundsätzlich voneinander abweichender integumentaler Strukturen und Methoden, die nicht einmal terminologisch konsistent zu fassen sind.<sup>43</sup> Dieser Umstand wurde in der Forschungsdebatte um Thomasin und das Integumentum zu wenig beachtet. Auch wenn ihn einige der Beiträge streifen, etwa bereits Brinkmanns Aufsatz und seine Monographie, zeigt sich daran doch, dass schon die Grundfrage, an der sich die Debatte entzündet hatte, zumindest ein Stück weit falsch gestellt war: Thomasin kann ‚das‘ Integumentum nicht gekannt haben, weil es ‚das‘ Integumentum nicht gab – in verbindlicher, theoretisch fundierter ‚Reinform‘ existiert es allenfalls als Konstrukt der mediävistischen Forschung (das natürlich nicht ohne Grund).

Eine zweite, ähnlich banale Vorbemerkung: Ebenso wenig gibt es eine einheitlich-verbindliche systematische Literaturtheorie im Mittelalter, schon gar nicht in der Volkssprache, aber auch nicht im Lateinischen. Zudem haben die heute noch greifbaren Diskussionen der lateinischen Theorie des 12. Jahrhunderts über integumentale Hermeneutiken nicht die literaturtheoretischen Implikationen, die ihnen in der Forschung immer wieder zugesprochen wurden. Auf beides hat Bezner ebenfalls vehement hingewiesen.<sup>44</sup> Wie also sollte eine ‚literaturtheoretische‘ Äußerung Thomasins aussehen? An welchem theoretischen Rahmen sollte sie sich messen lassen? Womit sollte sie verglichen werden? Aufgrund dieser unklaren Prämissen will ich im Folgenden einen anderen Zugang zu Thomasins Lektüreempfehlungen suchen.

Der entsprechende Abschnitt des *Welschen Gastes* setzt mit einem Rückverweis ein:

*Ich hân geseit daz boesiu maere  
diu suln kinden wesen swaere,  
und hân geseit welch diu sint.*

(V. 1.023–1.025)

Ich habe gesagt, dass schlechte Geschichten  
den jungen Leuten zuwider sein sollen,  
und habe gesagt, welche das sind.

Thomasin hatte, wie eingangs skizziert, zuvor Helena als schlechtes Vorbild für junge Damen angeführt. Nun folgt ein ganzer Katalog von positiven Exempelfiguren aus der höfischen Erzählliteratur, zunächst für *juncvrouwen* (V. 1.029–1.040), dann für *juncherren* (V. 1.041–1.080) – quer durch alle *matières*, bei den Männern allerdings mit einem deutlichen Schwerpunkt auf arthurischem Personal. Hier kontrastiert Thomasin außerdem positive und negative Figuren, indem er *hern Key* (V. 1.059) anführt. Dabei wird zugleich der Sprechgestus intensiviert, indem auf das

43 Vgl. BEZNER 2005, vor allem 41–93.

44 Vgl. BEZNER 2005, 69–93 und 341–413.

schädliche Nachleben der Figur Keys hingewiesen wird: *jâ ist her Key noch niht tôt* (V. 1.062). Thomasins Sprecher-Ich bezieht dieses Weiterleben auf sich selbst – *von dem mir vil unwirde geschicht: / der tuot mir allenthalben nôt* (V. 1.060f.) – und assoziiert sich mit Parzival (*ob ichz Parzivâl waere*, V. 1.072), der die vielen Keys vom Pferd stechen und ihnen die Rippen brechen würde.<sup>45</sup> Es gebe nämlich nicht mehr lediglich einen Key, vielmehr habe er *erben vil* (V. 1.063), die alle seinen Namen trügen. Thomasin beklagt, dass aber anscheinend kein Parzival mehr lebe (V. 1.067). Die Frage *ouwê, wâ bistu Parzivâl?* (V. 1.075) lädt die *juncherren* aus dem Publikum dazu ein, mit „Hier!“ zu antworten und genau diese Rolle einzunehmen. Dass Thomasin mit dieser dem *evidentia*-Prinzip verpflichteten Vergegenwärtigung eine Affizierung seines männlichen Publikums anstrebt,<sup>46</sup> dürfte angesichts der „wohlberechneten Folge von Einzelschritten“,<sup>47</sup> mit der die Parzival-Key-Szene entworfen wird, klar sein; ebenfalls klar sein dürfte, dass es hier primär um die exemplarische Funktion der Figuren geht, nicht um die Texte, die von ihnen berichten.<sup>48</sup> Thomasin schließt: *Ir habt nu vernomen wol / waz ein kint hoern und lesen sol* (V. 1.079f.) – die Geschichten, die von den angeführten Heldinnen und Helden erzählen, sind in Thomasins Literatursystematik eindeutig für die Belehrung der *kint* vorgesehen, indem sie exemplarisches ‚Anschauungsmaterial‘ zur Verfügung stellen.

Für diejenigen, die *ze sinne komen sint* (V. 1.081), sieht Thomasin eine andere Art der literarischen Belehrung vor. Sie sollen die lügenhaften Erzählungen – *diu spel diu niht wâr sint* (V. 1.085) – beiseitelassen, denn diese seien nur für die *kint* geeignet, wie Thomasin nochmals betont (V. 1.086). Es geht jetzt offensichtlich um Erwachsene, um ‚Zu-Verstand-Gekommene‘. Die lügenhaften Erzählungen bezeichnet Thomasin ab hier als *âventiure* (V. 1.088, 1.089), und zunächst verteidigt er die Verfasser solcher *âventiure*-Geschichten: Ihre Werke seien gut, *wan si bereitent kintdes muot* (V. 1.090). Thomasin wiederholt damit sein die literarische Belehrung von Heranwachsenden legitimierendes Eingangsargument, bezieht sich nun aber ausdrücklich auf die Geschichten, die von den Exempelfiguren erzählen. Auch diese seien für die *kint* gut geeignet, weil sie – so lässt sich ergänzen – das Medium darstellen, in dem die literarischen Vorbildfiguren präsent sind.

Im Folgenden weitet Thomasin den Rezipientenkreis für diese Art der Belehrung allerdings aus: *swer niht vürbaz kan vernemen, / der sol dâ bî ouch bilde nemen* (V. 1.091f.). Das bezieht sich einerseits, wie zuvor, auf die unverständigen *kint*, andererseits aber auch – *ouch* (V. 1.092) – auf alle anderen, die nicht zu tieferer Einsicht fähig sind. Wichtig ist hier das Stichwort *bilde nemen*, das das Ideal von Vorbild und

45 HAUG 1992<sup>2</sup>, 235: „Keyes gebrochene Rippe spielt – ungenau – auf die Blutstropfenszene im Gralsroman an, wo Parzival Keye für seine Frechheit bestraft, indem er ihn aus dem Sattel sticht.“

46 Vgl. dazu HAUG 1992<sup>2</sup>, 234f., und HUBER 1986, 88f.

47 HUBER 1986, 88.

48 Vgl. HAUG 1992<sup>2</sup>, 233–235.

Nachahmung aufgreift, mit dem Thomasin bereits die Vorbildfunktion der literarischen Exempelfiguren umschrieben hatte.<sup>49</sup>

Die Verteidigung der *âventiure*-Dichter setzt Thomasin mit dem topisch zu verstehenden, auf Gregors des Großen wirkmächtigem Schlagwort von der *pictura* als *laicorum literatura*<sup>50</sup> basierenden und den Gegensatz von *litterati* und *illitterati* aufrufenden Vergleich des Werts der Dichtung mit dem Wert der Malerei fort. Er greift das Stichwort *bilde nemen* damit auch auf wörtlicher Ebene auf: Das *gemâlte bilde* erfreue (und belehre) den *gebûre und daz kint* (V. 1.097–1.099), die sich, wie alle, die nicht schriftkundig oder gelehrt sind, an Bilder halten sollen.<sup>51</sup> Dann nimmt Thomasin die Rückübertragung auf die Literatur vor:

<i>daz selbe sol tuon ein man</i>	So soll es auch einer halten,
<i>der tiefe sinne niht verstên kan,</i>	der Tiefsinniges nicht verstehen kann;
<i>der sol die âventiure lesen</i>	der soll die <i>âventiure</i> -Geschichten lesen
<i>und lâz im wol dermite wesen,</i>	und es sich damit gut gehen lassen,
<i>wan er vindet ouch dâ inne</i>	denn er findet auch darin etwas,
<i>daz im bezzert sîne sinne.</i>	das seinen Verstand bessert.

(V. 1.107–1.112)

Es geht also nach wie vor um diejenigen, die nicht zu tieferer Einsicht fähig sind – allerdings nun nicht mehr primär um die *kint*, sondern um jeden, *der tiefe sinne niht verstên kan* (V. 1.108). Der relative Wert der *âventiure*-Geschichten wird folglich ein weiteres Mal betont: Trotz ihrer Lügenhaftigkeit kann man in ihnen etwas finden, womit man *sîne sinne* (V. 1.112) bessern kann.

Nun greift Thomasin wieder die Ratschläge für diejenigen auf, die *ze sinne komen sint*. Er springt nach der Rechtfertigung der *âventiure*-Geschichten durch ihren relativen Wert zurück zu denen, die *vûrbaz verstên* (V. 1.113) können, also zu tieferer Einsicht fähig sind. Diese sollten sich nicht mit der *âventiure maere* (V. 1.115) aufhalten, sondern sich an [...] *der zuht lêre / und sinne unde wârheit* (V. 1.116f.) halten. Zu dieser

49 Der gesamte Namenkatalog ist mit entsprechenden Formulierungen durchsetzt: V. 1.030f. (*bilde nemen*), V. 1.034 und 1.036 (*volgen*), V. 1.043f. (*rihten nâch*), V. 1.045 (*volgen*), V. 1.047 (*im muot haben*), V. 1.050 (*denken an*), V. 1.057 (*volgen*), V. 1.059 (*niht volgen*).

50 Das Schlagwort entstammt einer Stellungnahme gegen ikonoklastische Tendenzen in einem Brief, den Gregor im Oktober 600 an Serenus, den Bischof von Marseille, schickt (Epistola XIII, PL 77, Sp. 1128). Vgl. dazu z. B. CURSCHMANN 2007, der S. 258f. auch speziell auf die Thomasin-Stelle eingeht, sowie, an Curschmann anschließend, WENZEL 1995, 341–343.

51 CURSCHMANN 2007 deutet die Thomasin-Stelle wohl nicht ganz richtig: *bilde* ist hier nicht auf „die wirkliche Lektüre des Laienadels“ bezogen, wenngleich der gesamte Textabschnitt darauf zielt. Thomasins Ausführungen zur Funktion des Bildes für die *illitterati* sind innerhalb dieser Passage eine Art Exempel oder Vergleich, mit dem er seine Bewertung der *âventiure*-Geschichten begründet. Es geht in der Thomasin-Stelle also – anders als Curschmanns Formulierung S. 258 vermuten lässt – eindeutig um ‚gemalte‘ Bilder, nicht um sprachliche Bilder.

Stelle gibt es in der Forschung differierende Auffassungen. Huber versteht Thomasin so, dass er von zwei unterschiedlichen Bedeutungsstufen der *âventiure*-Geschichten ausgehe: einer oberflächlichen – *der âventiure maere* (V. 1.115) – und einer tieferen, die sich auf *der zuht lêre / und sinne unde wârheit* (V. 1.116f.) beziehe.<sup>52</sup> Sein Ansatzpunkt dafür ist die integumentale Terminologie, mit der im Folgenden das lügenhafte Äußere der *âventiure*-Erzählungen beschrieben wird: Sie sind laut Thomasin *gekleit / dicke mit lüge harte schône* (V. 1.118f.) und tragen *bezeichenunge [...] / der zuht unde der wârheit* (V. 1.124f.), verweisen also, so Huber, mit einer lügenhaften Oberfläche auf ihren tieferen Sinn – ganz so, wie integumentale (und auch allegorische) Texte. Als Beispiel führt Thomasin eine hölzerne Statue an, ein *hülzîn bilde* (V. 1.127), das nicht mit einem Menschen identisch sei, aber *einen man bezeichen sol* (V. 1.130). Das könne jeder verstehen, der nur ein klein wenig Verstand habe (*swer ave iht verstên kan*, V. 1.128). Genauso verhalte es sich mit den *âventiure*-Geschichten:

<i>sint die âventiur niht wâr,</i>	Sind die <i>âventiure</i> -Geschichten nicht wahr,
<i>si bezeichent doch vil gar</i>	verweisen sie doch gänzlich auf das,
<i>waz ein ieglich man tuon sol</i>	was ein jeder tun soll,
<i>der nâch vrûmkeit wil leben wol.</i>	der gut nach dem Muster der Tüchtigkeit leben will.

(V. 1.131–1.134)

Anschließend dankt Thomasin nochmals den Verfassern der *âventiure*-Geschichten bzw. denjenigen, die *der âventiure vil / in tiusche zungen hânt verkêrt* (V. 1.136f.), merkt aber mahnend an, sie hätten besser etwas gedichtet, das ohne Lüge ist, denn das sei allemal wertvoller, zudem gebe es auch dafür genügend Stoff.

Huber geht angesichts der Formulierungen, die integumentale Prozesse andeuten (Kleidungsmetaphorik, Bezeichnungsverhältnis), sowie des Bezugs auf die Verstehenskompetenz der Rezipienten davon aus, dass Thomasin ein zweischichtiges Sinnmodell für die *âventiure*-Geschichten ansetzt: eine lügenhafte Oberfläche – *der âventiure maere* –, die exemplarisch im Sinne des Integumentum auf eine tiefere Sinnebene – *tiefe sinne* (V. 1.108) – verweise.<sup>53</sup> Knapp moniert dagegen zu Recht,<sup>54</sup> wie auch Huber in seiner Replik eingesteht,<sup>55</sup> dass sich die Formulierung *der âventiure maere* nicht auf eine mögliche Unterscheidung von Oberfläche und tieferer Sinnebene beziehe, sondern schlicht als Umschreibung der *âventiure*-Geschichten insgesamt aufzufassen sei. Damit fällt das Unterscheidungskriterium, auf das Huber unter anderem seine Deutung stützt, weg. Alle Widersprüche, die sich in Hubers Verständnis der Textpassage ergeben,<sup>56</sup> lösen sich auf, wenn man statt von zwei Sinnebenen der *âventiure*-Geschichten von zwei unterschiedlichen Textsorten

52 Vgl. HUBER 1986, 92–96.

53 Vgl. HUBER 1986, 92f.

54 Vgl. KNAPP 1987, 72f.

55 Vgl. HUBER 1994, 31.

56 Vgl. dazu KNAPP 1987, 72f.

ausgeht: den *âventiure*-Geschichten mit ihrer indirekten, bildhaften, verkleideten Wahrheit – *bezeichnunge [...] / der zuht unde der wârheit* (V. 1.124f.) – und Texten, die die Wahrheit unverhüllt präsentieren: *der zuht lêre / und sinne unde wârheit* (V. 1.116f.) – so, wie auch schon Haug Thomasin verstanden hatte.<sup>57</sup> Obwohl Huber sein ungenaues Verständnis von *der âventiure maere* revidiert, beharrt er darauf, dass Thomasin nicht zwei unterschiedliche Textsorten meine, sondern, da er den Rezeptionsmodus betont, „zwei Arten der Textaufnahme“.<sup>58</sup>

Im Hinblick auf die beiden wichtigsten Punkte dieser Debatte will ich einige neue Aspekte anführen:

1. Zunächst zu der zentralen Frage, ob Thomasin zwei unterschiedliche Rezeptionsmodi der *âventiure*-Geschichten beschreibt oder ob er sich auf unterschiedliche Textsorten bezieht: Haug und Knapp haben, so scheint mir, insgesamt die besseren Argumente. Eine Antwort findet sich aber auch unmittelbar in Thomasins Text. Der Schlüssel dazu ist die Formulierung *der zuht lêre* (V. 1.116), mit der Thomasin das benennt, an das sich derjenige halten sollte, der *vürbaz verstên mac* (V. 1.113), also mit Haug und Knapp ‚andere‘ Texte, die *sinne unde wârheit* (V. 1.117) unverhüllt präsentieren, mit Huber die tiefere Bedeutungsschicht der *âventiure*-Geschichten mit ihrer *bezeichnunge [...] / der zuht unde der wârheit* (V. 1.124f.). Die Formulierung *der zuht lêre* begegnet aber nicht nur hier, sondern an weiteren Stellen des *Welschen Gastes*. Sie bezieht sich im ersten *teil* insgesamt viermal auf das Ergebnis, das durch die Hofzucht erreicht werden soll, meint dabei aber mehr oder weniger explizit zugleich auch die Hofzucht als solche.<sup>59</sup> Entscheidend ist aber Thomasins Gebrauch der Formulierung im Prolog. Dort heißt es:

<i>nu ist zît daz ich sagen wil</i>	Nun ist es an der Zeit, dass ich darlege,
<i>waz vrûmkeit und waz zuht sî</i>	was Tüchtigkeit und gute Erziehung ist
<i>und waz tugende unde wî</i>	und was Tugend und wie
<i>beidiu wîp unde man,</i>	die Frau wie auch der Mann,
<i>swerz von im selben niht enkan,</i>	der es aus sich selbst heraus nicht vermag,
<i>ze guoten dingen komen sol.</i>	das Gute erlangen kann.
(V. 24–29)	

Das Ziel von Thomasins eigenem Schreiben und damit der Zweck seines *Welschen Gastes* werden an dieser Stelle klar benannt. Thomasin will *vrûmkeit, zuht* und

57 Vgl. HAUG 1992<sup>2</sup>, 238f.; ähnlich auch HAUG 1987, 105f.

58 HUBER 1994, 31.

59 V. 265–268: *swelich man sich rüemen wil, / der erwirvet lasters harte vil / den wîben und im kleine êre: / ez ist gar wider zûhte lêre*; V. 337f.: *ich wil daz edeliu kint / die zûhte lêre volgent sint*; V. 373f.: *ich wil daz einr den andern êre, / wellnt si volgen zûhte lêre*; V. 647–652: *man sol gern volgen dem man / der bezzer ist ze sehen an / denn ze hoeren; daz ist der / der alsô hât der zûhte lër / daz er nâch sîner rede guot / baz danner spreche tuot*.

*tugende* vermitteln und dadurch den Weg *ze guoten dingen* weisen. Wie das geschehen soll, beschreibt er anschließend:

<i>swer zühte lêre merket wol,</i>  <i>ez mag im vrumen an der tugent</i> <i>bêdiu an alter unde an jugent.</i> (V. 30–32)	Wer genau auf die Lehre einer guten Erziehung achtet, dem kann das im Alter wie in der Jugend in Hinblick auf Tugendhaftigkeit nützen.
--	---

Die Formulierung *zühte lêre* („die Lehre einer guten Erziehung“)<sup>60</sup> lässt sich durchaus als eine Art ‚Gattungsbezeichnung‘ für das Werk, das Thomasin verfasst, verstehen, was wenig später deutlich wird, wenn Thomasin von *der zühte lêre gewant* (V. 37) spricht und damit die äußere Form seines *getiht[es]* (V. 35) meint.<sup>61</sup> Akzeptiert man die Annahme, dass Thomasin *der zühte lêre* an der Prologstelle als Gattungsbezeichnung für moraldidaktische Werke wie den *Welschen Gast* verwendet, so lässt sich das problemlos auf die fragliche Stelle in den Lektüreeinweisungen übertragen. Auch dort ist mit dem Gattungssignal *der zuht lêre* moraldidaktisches Schrifttum wie der *Welsche Gast* gemeint, das *sinne unde wârheit* unverhüllt vermittelt. Es handelt sich also um eine andere Textsorte als die *âventiure*-Geschichten. Dazu passt, dass Thomasin in den Anweisungen an die Dichter Werbung für genau diese ‚lügenfreien‘ Texte macht. Er spricht nicht nur bei den Lektüreeinweisungen, sondern an beiden Stellen „deutlich pro domo“ – so Knapp<sup>62</sup> und, mit Bezug auf die Anweisungen für die Dichter, auch schon Huber,<sup>63</sup> der allerdings auf den recht langen Abschnitt mit Thomasins ‚Eigenwerbung‘ (V. 1.139–1.162) gar nicht näher eingegangen war, wohl, weil ihm die strikte Trennung von Lüge und Wahrheit, die Thomasin hier vornimmt, nicht ganz zu seiner Annahme einer zweistufigen Bewertung der *âventiure*-Geschichten zu passen schien. Thomasin jedenfalls geht es mit seinen ‚literaturtheoretischen‘ Bemerkungen unter anderem auch um eine Rechtfertigung seines eigenen moraldidaktischen Tuns: Seine Art der schriftstellerischen Betätigung ist ‚besser‘, richtiger als die der *âventiure*-Dichter. In dieser Hinsicht entspricht der Passus der Lektüreeinweisungen in seiner Intention vergleichbaren Abschnitten im Prolog und im Epilog und vor allem auch im Zwischenprolog zum neunten *teil* mit der Federpassage, wo es zwar nicht um eine Gegenüberstellung des relativen Wertes verschiedener Textsorten geht, aber ebenfalls um eine Selbstlegitimierung von Thomasins moraldidaktischem Schreiben.<sup>64</sup>

60 So die Übersetzung in Thomasin von Zerklare, *Welscher Gast*, hg. Willms.

61 Vgl. dazu SCHANZE 2018, 407f.

62 KNAPP 1987, 73.

63 Vgl. HUBER 1986, 100.

64 Vgl. dazu SCHANZE 2018, 401–439. Im Übrigen rechtfertigt sich Thomasin auch in seinem eigentlichen moraldidaktischen Diskurs – und nicht nur in den erwähnten ‚poetologischen‘ Passagen – immer wieder am Rande für sein moraldidaktisches Schreiben.

Der Rückbezug auf den Prolog liefert ein weiteres, vielleicht noch gewichtigeres Argument, denn auch dort benutzt Thomasin in Zusammenhang mit seiner ‚Gattungsbezeichnung‘ *zühete lère* eine ähnliche Verhüllungs-Metaphorik, wie sie in den Integumentum-verdächtigen Lektüreempfehlungen begegnet. Er bezieht sich dabei, wie oben bereits erwähnt, auf die äußere Form des Werkes: *der zühete lère gewant sol gar / von sime gebote sin einvar* (V. 37f.). Eva Willms übersetzt dieses Verspaar zwar etwas tendenziös, aber sehr passend: „Das Kleid der Sittenlehre soll, das gebietet die Gattung, ganz einfarbig sein.“<sup>65</sup> Die äußere Form des Gedichts wird also als *gewant*, als ‚Bekleidung‘ bezeichnet, die, der Textsorte gemäß, einfarbig, schmucklos und nicht mit welschen Ausdrücken verziert sein soll (V. 37–42) – wie es bei den ‚modischen‘ höfischen Romanen der Fall ist, könnte man ergänzen und etwa an Wolframs *Parzival* denken. Dass es Thomasin hier nicht in erster Linie um diesen Unterschied geht, sondern um eine Rechtfertigung für den schmucklosen Auftritt seines *Welschen Gastes*, ist klar. Dass er sich hier aber eindeutig nicht auf einen irgendwie gearteten Unterschied zwischen äußerer Oberfläche und tieferem Sinn bezieht, sondern auf die Machart, die Qualität, die Ausgestaltung der äußeren Form, ist ebenso offensichtlich. Genau das ist auch in der fraglichen Passage der Lektüreempfehlungen der Fall: Die *âventiure*-Geschichten sind *gekleit / dicke mit lüge harte schône* (V. 1.118f.); diese Einkleidung ist *ir gezierde krône* (V. 1.120), aber keine Verhüllung einer tieferliegenden Wahrheit. Wahrheit bieten nur philosophisches Schrifttum und Moraldidaxe bzw. der *Welsche Gast*, und das unverhüllt: also andere Texte als die *âventiure*-Geschichten.

2. Zur Frage des moraldidaktischen Werts der *âventiure*-Geschichten: Dieser konstituiert sich ausschließlich über die Exemplarität der Figuren. Zwar behandelt Thomasin in der in Frage stehenden Passage die Geschichten, die von den vorbildlichen Figuren erzählen (*der âventiure maere*, V. 1.115), aber in dem Abschnitt, in dem es um die vorbildlichen Figuren geht, stehen eindeutig die Figuren und eben nicht die Texte im Mittelpunkt. Die Exemplarität der *âventiure*-Geschichten beruht auf der Vorbildfunktion ihres Personals: *volgt Artûs dem küenege hêr, / der treit iu vor vil guote lêr* (V. 1.045f.). Das ist zwar zunächst explizit an die *kint* gerichtet, wird aber in der Rechtfertigung der *âventiure*-Geschichten auf die anderen, die *niht vûrbaz [...] vernemen* können (V. 1.091), ausgeweitet. Auch diese sollen daran *bilde nemen* (V. 1.092), womit Thomasin offensichtlich ebenfalls die exemplarischen Figuren meint, die man in den *âventiure*-Geschichten *vindet* (V. 1.111) und an denen man *sine sinne* verbessern kann (V. 1.112).

Bestätigt wird dieses Verständnis der vorbildhaften Funktionsweise der *âventiure*-Geschichten durch den ersten Teil der Lektüreempfehlungen, der etwa 200 Verse vor der eigentlichen Passage steht und sich auf die bereits mehrfach erwähnten Ausführungen zu Helena als Negativbeispiel für (junge) Frauen beschränkt. Auf

65 Thomasin von Zerklare, *Welscher Gast*, hg. Willms.

diese Textpassage bezieht sich der explizite Rückverweis in V. 1.023 (*Ich hân geseit*). Thomasin beschreibt hier, auf welche Weise die *kint* sich literarische Figuren zum Vorbild nehmen sollen. Er unterscheidet zunächst gute von schlechten Geschichten:

<i>si suln lesen unde hôren</i>	Sie sollen überaus gern
<i>vil wundergerne guotiu maere,</i>	gute Geschichten lesen und hören.
<i>diu boesen suln in wesen swaere.</i>	Die schlechten Geschichten sollen ihnen
	zuwider sein.
(V. 762–764) <sup>66</sup>	(V. 766–768)

Dann wendet er sich eben diesen schlechten Geschichten zu, spricht aber nicht über solche Geschichten an sich, sondern am Beispiel von Helena, der *schoenen küneginne / diu wîlen dâ ze Kriechen was* (V. 774f.), davon, dass diese ein schlechtes Vorbild sei: *boese bilde verkêrent sêre / guote zuht und guote lêre* (V. 777f.). Einen Wert haben *boesiu maere* (V. 779) nur als abschreckende Negativexempel. Danach äußert sich Thomasin weiter dazu, wie man sich Vorbilder nehmen soll und dass die Wirkweise dieses Prozesses auch von den eigenen (ethischen) Qualitäten abhängig ist. Das ist offensichtlich nicht mehr nur auf die *kint* beschränkt, sondern bezieht sich allgemein auf *wîp und [...] man* (V. 795).

Das Prinzip des *bilde nemen*, und zwar zunächst einmal anhand einer vorbildlichen Person oder Figur, ist das zentrale Lehrkonzept des *Welschen Gastes*, das Thomasin im ersten *teil* im Zuge der Propädeutik der Jugendlehre entwickelt, aber auch schon hier auf andere Rezipientengruppen ausweitet. Es besitzt zudem für das gesamte Werk Gültigkeit, wobei Thomasin indirekt auch sich selbst und seinen *Welschen Gast* zum verbindlichen Vorbild stilisiert (dazu unten). Besonders deutlich werden die gleichsam poetologischen Implikationen dieses Modells an einer Stelle im ersten *teil*, die etwa 100 Verse vor dem Helena-Passus der Lektürekempfehlungen platziert ist. Thomasin empfiehlt hier der höfischen Jugend und vor allem den *juncherren*, sich an einer vorbildlichen Person bei Hofe zu orientieren, *wan die vrumen liute sint / und suln sîn spiegel dem kint* (V. 619f.). Er erläutert das folgendermaßen:

<i>In sînem muot man stille sol</i>	In Gedanken soll man sich insgeheim
<i>einn vrumen man erweln wol</i>	einen rechtschaffenen Menschen auswählen
<i>und sol sich rihten gar nâch im,</i>	und sich gänzlich an ihm orientieren,
<i>daz ist tugent unde sin.</i>	das ist tugendhaft und verständig.
<i>er sol die naht und den tac</i>	Er soll Tag und Nacht
<i>an in gedenken, ob er mac.</i>	an ihn denken, wenn er es kann.
(V. 627–632)	(V. 631–636)

<sup>66</sup> *maere* bezieht sich hier eindeutig auf die Geschichte als solche und nicht auf die ‚Oberfläche‘ der *âventiure*.



Dieses auf die Realität bei Hofe bezogene Idealmodell von Vorbild und Nachfolge wird dann in die Imagination verlagert:

<p><i>Ein kint sol haben den muot daz in dunke, swaz er tuot, daz in sehe ein biderbe man: er hüet sich baz vor schanden dan, wan er sich vor im schamen muoz, ob im zundingen slift der vuoz.</i> (V. 641–646)</p>	<p>Ein junger Mensch soll die Einstellung haben, sich vorzustellen, dass ihm, was auch immer er tut, ein rechtschaffener Mann zusieht; er hütet sich dann umso eher vor Schande, denn er muss sich vor jenem schämen, wenn sein Fuß zu Ungehörigem abggleitet.</p>
---	--

So ist es nicht weiter verwunderlich, wenn Thomasin in der etwa hundert Verse später einsetzenden Helena-Passage, die dieses Modell auf eine literarische Figur überträgt, schreibt:

<p><i>swer nien mac nemen bilde guot dâ von daz er siht daz man tuot, der gedenke waz man tuon sol und neme dâ von bilde wol.</i> (V. 791–794)</p>	<p>Wer es überhaupt nicht vermag, sich ein gutes Vorbild an dem zu nehmen, wie er andere handeln sieht, der denke darüber nach, wie man sich verhalten soll, und nehme das als Vorbild. (V. 795–798)</p>
--	--

Thomasins Überlegungen zu den literarischen Exempelfiguren im Lektürekatalog gehen verschiedene andere Beschreibungen von Vorbildern voraus: von lebendigen und realen bei Hofe, von zu imaginierenden, schließlich sogar von Thomasins *Welschem Gast* selbst, denn durch das Zusammenspiel des Textes mit der Miniatur, die diese Passage illustriert, wird Thomasin zusammen mit seinem Werk zu eben dem *vrumen* und *biderbe[n] man* stilisiert, der Orientierung bietet und den Thomasin seinen Rezipienten als Vorbild empfiehlt.<sup>67</sup> So unterschiedlich die Ebenen sind, auf denen diese Vorbilder angesiedelt sind, dienen sie doch alle dazu, *bilde zu nemen* – genau wie die literarischen Vorbildfiguren im Lektürekatalog und wie die *âventiure*-Geschichten, die auf ihrer lügenhaften Textoberfläche von diesen Figuren erzählen und dadurch einen *sensus moralis* vermitteln können, der aber nicht verhüllt und *sub integumento* verborgen ist, sondern gerade von dieser lügenhaften Textoberfläche getragen und auf ihr exemplifiziert wird.

67 Ich kann diese komplexen Zusammenhänge hier nicht näher ausführen; vgl. dazu SCHANZE 2010a, 68f., WENZEL 2004, 187–191, und vor allem SCHANZE 2018, 106–113.

#### 4 Fazit: Orientierung durch Literatur

Wenn ich Thomasin richtig verstehe, so skizziert er mit seinen Lektüreempfehlungen ein dreistufiges Modell, wobei die ersten beiden Stufen eine Einheit bilden. Auf der untersten Ebene stehen *âventiure*-Geschichten für die Heranwachsenden, gewissermaßen als Propädeutik: *si bereitent Kindes muot* (V. 1.090); auf der zweiten Ebene sind *âventiure*-Geschichten als Exempel für all diejenigen angesiedelt, die *tiefe sinne niht verstên* (V. 1.108) können. Beide Rezipientengruppen können mittels der Geschichten *bilde nemen*, insofern hat deren schöne, lügenhafte Oberfläche einen Nutzen. Thomasin denkt hierbei zwar vielleicht tatsächlich an ein irgendwie geartetes Schichtenmodell oder an unterschiedliche Formen des Verstehens. Der Sinn, den er der fiktionalen Literatur zuschreibt, wird ja nicht expliziert, sondern muss aus dem Text bzw. dem erzählten Agieren der Figuren extrahiert werden, damit man in einem Vorbild-Nachfolge-Modell dem Beispiel der Figuren folgen kann. Es geht ihm aber nicht um integumentale Mechanismen und eine unter der lügenhaften Oberfläche vorhandene tiefere philosophische Wahrheit. Vielmehr liegt der ‚tiefere Sinn‘ gerade in der guten und nützlichen Vorbildhaftigkeit der literarischen Figuren. Der moralische Sinn der höfischen Erzählliteratur ist nicht verborgen. Er liegt an der Textoberfläche und ist zwar verziert, geschmückt oder eingekleidet, aber eben gerade nicht verhüllt. Thomasins Anweisungen zufolge sind die höfischen Romane auf der ‚wörtlichen‘ Ebene zu lesen: Ihre Sinnstruktur ist horizontal organisiert und konstituiert sich nicht durch die Spannungen zwischen einer wörtlichen Ebene und einer darunter verborgenen nicht-wörtlichen Ebene, wie es bei philosophischen Allegorien der Fall ist, deren primärer Sinn nicht der wörtliche, sondern der ‚integumentale‘ ist (hier wäre eine vertikale Sinnstruktur anzusetzen). Das heißt nicht, dass Thomasin nicht mit integumentalen Verfahren vertraut wäre, ganz im Gegenteil: Er kennt z. B. den *Planctus naturae* des Alanus ab Insulis,<sup>68</sup> eine der großen integumentalen Dichtungen des lateinischen Mittelalters, und nutzt in seinem *Welschen Gast* auch selbst integumentale Verfahren – zu denken wäre etwa an die Psychomachie-Passage im sechsten *teil*. Thomasins Integumenta sind aber ganz anders strukturiert als ‚richtige‘ Integumenta: Sie stehen nicht für sich, sondern sind in ein moraldidaktisches Ganzes eingebunden. Thomasin lässt seinen integumental geprägten Textabschnitten keine ‚Freiheit‘, er enthüllt selber den tieferen Sinn, vielleicht, weil er seinem Publikum diese Leistung nicht zutraute, vielleicht, weil ihm das Verfahren an sich suspekt war, vielleicht auch, weil er wohl doch ein etwas ‚kleinerer Geist‘ gewesen ist als Bernardus Silvestris oder der *doctor universalis* Alanus.

Die dritte und wichtigste Ebene von Thomasins dreistufigem Modell bilden schließlich andere Texte, die die reine Wahrheit, anders als die *âventiure*-Geschichten, unverhüllt präsentieren und auf *ir gezierde krône* (V. 1.120), den ‚Zuckerguss‘

68 Vgl. dazu HUBER 1988a, 23–78.

von deren lügenhafter Oberfläche (oder besser: der äußeren Form), verzichten. Sie tragen ein einfarbiges, schmuckloses Gewand, sind aber ebenso wie die *aventure*-Geschichten bekleidet, nicht verkleidet. Bei den Texten, die auf dieser dritten Ebene angesiedelt sind, handelt es sich um philosophische oder moraldidaktische Werke wie Thomasins *Welschen Gast*. Bestimmt sind sie für diejenigen, die *ze sinne komen sint* (V. 1.081).

Entscheidend ist freilich etwas anderes: Thomasins Lektüreempfehlungen sind keine eigenständige und als solche intendierte ‚literaturtheoretische‘ Stellungnahme. Es geht ihm nicht um eine Poetik des höfischen Romans oder Ähnliches, auch wenn er sich, ausgehend von seinen Überlegungen zu literarischen Vorbildfiguren, in einem Exkurs allgemein zum Wert der Erzählliteratur äußert. Die Passage für die Frage in Anspruch zu nehmen, ob dem ‚neuen‘ höfischen Roman im frühen 13. Jahrhundert nachträglich eine integumentale Sinnenebene zugesprochen wurde, geht aber an Thomasins Intention vorbei: Sein Anliegen ist der Wert literarischer Vorbildfiguren und davon ausgehend die Bewertung verschiedener Texttypen, und zwar aus der Perspektive des moraldidaktischen Nutzens, die in erster Linie der Rechtfertigung sowie der Privilegierung seines eigenen Schreibens dient.

Das zeigt sich auch auf einer anderen Ebene: Die verschiedenen Lehrmodelle, die Thomasin im ersten *teil* präsentiert, richten sich zunächst alle an die *kint* bzw. sind an deren Bedürfnissen ausgerichtet. Das gilt für das Prinzip des *bilde nemens* in den beiden Lektürekatalogen wie auch für das unmittelbar zuvor entwickelte Ideal von Vorbild und Nachahmung, das auf das Phantasma einer imaginierten vorbildlichen Lehrerfigur übertragen und durch die begleitende Miniatur auf den Text des *Welschen Gastes* selbst zurückbezogen wird. Das Prinzip *bilde nemen* beansprucht darüber hinaus für die gesamte Propädeutik des ersten *teils* Geltung. Die Modelle werden dann aber jeweils verallgemeinert und richten sich nicht mehr nur an die Heranwachsenden, sondern an alle Rezipienten. Damit sind sie nicht nur für die höfische Jugendlehre des ersten *teils* das Ideal eines Lehr-Lern-Modells, sondern für Thomasins gesamtes moraldidaktisches Werk. Das wird insbesondere im Prolog und im Epilog deutlich. Thomasins Sprecher-Ich, der implizite Didaktiker ‚Thomasin‘, ist zusammen mit seinem *Welschen Gast* das Ideal, dem man nachfolgen soll. Beide bieten für alle Rezipienten Orientierung in jeder Lebenslage.

## Literaturverzeichnis

### Quellen

**Thomasin von Zerklare, *Welscher Gast*:** *Der Wälsche Gast des Thomasin von Zirclaria*, hg. von Heinrich Rückert, mit einer Einleitung und einem Register von Friedrich Neumann, Nachdruck der Ausgabe Quedlinburg/Leipzig 1852 (Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit 30) (Deutsche Neudrucke. Texte des Mittelalters), Berlin 1965, Digitalisat der Ausgabe 1852: <https://doi.org/10.11588/diglit.23919>.

**Thomasin von Zerklare, *Welscher Gast*:** Thomasin von Zerklare, *Der Welsche Gast*, ausgewählt, eingeleitet, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Eva Willms (de Gruyter Texte), Berlin/New York 2004.

### Forschungsliteratur

**Bezner, Frank (2005),** *„Vela veritatis“. Hermeneutik, Wissen und Sprache in der ‚Intellectual History‘ des 12. Jahrhunderts* (Studien und Texte zur Geistesgeschichte des Mittelalters 85), Leiden/Boston.

**Brinkmann, Hennig (1971),** „Verhüllung (*Integumentum*) als literarische Darstellungsform im Mittelalter“, in: Albert Zimmermann (Hg.), *Der Begriff der ‚Repräsentatio‘ im Mittelalter. Stellvertretung, Symbol, Zeichen, Bild* (Miscellanea mediaevalia 8), Berlin/New York, 314–339.

**Brinkmann, Hennig (1980),** *Mittelalterliche Hermeneutik*, Tübingen.

**Curschmann, Michael (2007),** „*Pictura laicorum litteratura?* Überlegungen zum Verhältnis von Bild und volkssprachlicher Schriftlichkeit im Hoch- und Spätmittelalter bis zum Codex Manesse“, in: Michael Curschmann, *Wort – Bild – Text. Studien zur Medialität des Literarischen in Hochmittelalter und Früher Neuzeit*, Bd. 1 (Saecula spiritalia 43), Baden-Baden, 253–281.

**Dallapiazza, Michael (1996),** „Artusromane als Jugendlektüre? Thomasin von Zirclaria und Hugo von Trimberg“, in: Paola Schulze-Belli (Hg.), *Thomasin von Zirklare und die didaktische Literatur des Mittelalters. Beiträge der Triester Tagung 1993* (Studi tergestini sul medioevo. N. S. 2), Triest, 29–38.

**Dallapiazza, Michael (2000),** „Ritterromane als Jugendlektüre im Mittelalter. Thomasin von Zirklaria und Hugo von Trimberg“, in: Michael Dallapiazza, Olaf Hansen, Preben Meulengracht Sørensen u. Yvonne S. Bonnetain (Hgg.), *International Scandinavian and medieval studies in memory of Gerd Wolfgang Weber* (Hesperides 12), Triest, 121–128.

**Dronke, Peter (1974),** *Fabula. Explorations into the uses of myth in medieval Platonism* (Mittelalterliche Studien und Texte 9), Leiden/Köln.

**Düwel, Klaus (1991),** „Lesestoff für junge Adlige. Lektüreempfehlungen in einer Tugendlehre des 13. Jahrhunderts“, in: *Fabula* 32, 67–93.

**Engelen, Bernhard (1966),** „Eine Studie zur Geschichte der Jugendlektüre um 1200. Zu Thomasin von Zirklare, Vers 761–1.166“, in: *Das gute Jugendbuch* 16, 1–19.

**Ernst, Ulrich (2004),** „Lüge, *Integumentum* und Fiktion in der antiken und mittelalterlichen Dichtungstheorie. Umriss einer Poetik des Mendakischen“, in: *Das Mittelalter* 9 (2), 73–100.

**Grünkorn, Gertrud (1994),** *Die Fiktionalität des höfischen Romans um 1200* (Philologische Studien und Quellen 129), Berlin.

**Haug, Walter (1987),** „Die Zwerge auf den Schultern der Riesen. Epochales und typologisches Geschichtsdenken und das Problem der Interferenzen“, in: Reinhart Herzog u. Reinhart Koselleck (Hgg.), *Epochenschwelle und Epochenbewußtsein* (Poetik und Hermeneutik 12), München, 167–194; wieder in: Walter Haug, *Strukturen als Schlüssel zur Welt. Kleine Schriften zur Erzählliteratur des Mittelalters*, Tübingen 1989, 86–109 (zitiert).

- Haug, Walter (1992<sup>2</sup>), *Literaturtheorie im deutschen Mittelalter. Von den Anfängen bis zum Ende des 13. Jahrhunderts*, Darmstadt [zuerst 1985].
- Heinze, Joachim (1990), „Die Entdeckung der Fiktionalität. Zu Walter Haugs *Literaturtheorie im deutschen Mittelalter*“, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 112, 55–80.
- Huber, Christoph (1986), „Höfischer Roman als Integumentum? Das Votum Thomasins von Zerklære“, in: *Zeitschrift für deutsches Altertum* 115, 79–100.
- Huber, Christoph (1988a), *Die Aufnahme und Verarbeitung des Alanus ab Insulis in mittelhochdeutschen Dichtungen. Untersuchungen zu Thomasin von Zerklære, Gottfried von Straßburg, Frauenlob, Heinrich von Neustadt, Heinrich von St. Gallen, Heinrich von Mügeln und Johannes von Tepl* (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 89), Zürich/München.
- Huber, Christoph (1988b), [Rez. zu:] Walter Haug, *Literaturtheorie im deutschen Mittelalter. Von den Anfängen bis zum Ende des 13. Jahrhunderts*, Darmstadt 1985, in: *Anzeiger für deutsches Altertum* 99, 60–68.
- Huber, Christoph (1994), „Zur mittelalterlichen Roman-Hermeneutik: Noch einmal Thomasin von Zerklære und das Integumentum“, in: Volker Honemann, Martin H. Jones, Adrian Stevens u. David Wells (Hgg.), *German narrative literature of the twelfth and thirteenth centuries. Studies presented to Roy Wisbey on his sixty-fifth birthday*, Tübingen, 27–36.
- Huber, Christoph (2000), „Integumentum“, in: Harald Fricke (Hg.), *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte*, Bd. 2, Berlin/New York, 156–160.
- Jaeger, C. Stephen (1977), *Medieval humanism in Gottfried von Strassburg's 'Tristan und Isolde'* (Germanische Bibliothek. Reihe 3, Untersuchungen und Einzeldarstellungen), Heidelberg.
- Knapp, Fritz Peter (1980), „Historische Wahrheit und poetische Lüge. Die Gattungen weltlicher Epik und ihre theoretische Rechtfertigung im Hochmittelalter“, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 54, 581–635; wieder in: Fritz Peter Knapp, *Historie und Fiktion in der mittelalterlichen Gattungspoetik. Sieben Studien und ein Nachwort* (Beiträge zur älteren Literaturgeschichte), Heidelberg 1997, 9–64 (zitiert).
- Knapp, Fritz Peter (1987), „*Integumentum* und *Âventiure*. Nochmals zur Literaturtheorie bei Bernardus (Silvestris?) und Thomasin von Zerklære“, in: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft* N. F. 28, 299–307; wieder in: Fritz Peter Knapp, *Historie und Fiktion in der mittelalterlichen Gattungspoetik. Sieben Studien und ein Nachwort* (Beiträge zur älteren Literaturgeschichte), Heidelberg 1997, 65–74 (zitiert).
- Knapp, Fritz Peter (1997), „*Integumentum* bei Thomasin von Zerklære?“, in: Fritz Peter Knapp, *Historie und Fiktion in der mittelalterlichen Gattungspoetik. Sieben Studien und ein Nachwort* (Beiträge zur älteren Literaturgeschichte), Heidelberg, 165f.
- Lacher, Rolf-Peter (1988), *Die integumentale Methode in mittelhochdeutscher Epik* (Europäische Hochschulschriften. Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur 1078), Frankfurt a. M. et al.
- Meier, Christel (1976), „Überlegungen zum gegenwärtigen Stand der Allegorie-Forschung“, in: *Frühmittelalterliche Studien* 10, 1–69.
- Meier, Christel (1977), „Zum Problem der allegorischen Interpretation mittelalterlicher Dichtung“, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 99, 250–296.
- Nellmann, Eberhard (1988), „Wolfram und Kyot als *vindaere wilder maere*. Überlegungen zu *Tristan* 4619–88 und *Parzival* 453,1–17“, in: *Zeitschrift für deutsches Altertum* 117, 31–67.
- Peil, Dietmar (1994), [Rez. zu:] Rolf-Peter Lacher, *Die integumentale Methode in mittelhochdeutscher Epik* (Europäische Hochschulschriften. Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur 1078), Frankfurt a. M. et al. 1988, in: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* N. F. 44, 471–475.
- Powell, Morgan (2009), „Die *tumben* und die *wîsen*. Wolframs *Parzival*-Prolog neu gedeutet“, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 131, 50–90.
- Ruff, Ernst Johann Friedrich (1982), *Der Wälsche Gast des Thomasin von Zerklære. Untersuchungen zu Gehalt und Bedeutung einer mittelhochdeutschen Morallehre* (Erlanger Studien 35), Erlangen.

- Schanze, Christoph (2010a)**, „Die Konstruktion von höfischer Öffentlichkeit im *Welschen Gast* Thomasins von Zerclaere und ihre Funktionalisierung in Wirnts von Gravenberg *Wigalois*“, in: Matthias Däumer, Cora Dietl u. Friedrich Wolfzettel (Hgg.), *Artushof und Artusliteratur* (Schriften der Internationalen Artusgesellschaft 7), Berlin/New York, 61–90.
- Schanze, Christoph (2010b)**, „Narratives im Nicht-Narrativen. Zur Funktion erzählender Passagen in der mittelhochdeutschen didaktischen Literatur“, in: Regula Forster u. Romy Günthart (Hgg.), *Didaktisches Erzählen. Formen literarischer Belehrung in Orient und Okzident*, Frankfurt a. M. et al., 133–159.
- Schanze, Christoph (2018)**, *Tugendlehre und Wissensvermittlung. Studien zum ‚Welschen Gast‘ Thomasins von Zerklære* (Wissensliteratur im Mittelalter 53), Wiesbaden.
- Stengl, Britta K. (1998)**, „Integumentum“, in: Gerd Ueding (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 4, Tübingen, 446–448.
- Teske, Hans (1933)**, *Thomasin von Zerclaere. Der Mann und sein Werk* (Germanische Bibliothek. Abteilung 2, Untersuchungen und Texte 34), Heidelberg.
- Wandhoff, Haiko (2002)**, „*bilde und schrift, volgen und versten*. Medienorientiertes Lernen im *Welschen Gast* am Beispiel des ‚Lektürekatalogs‘“, in: Horst Wenzel u. Christina Lechtermann (Hgg.), *Beweglichkeit der Bilder. Text und Imagination in den illustrierten Handschriften des ‚Welschen Gastes‘ von Thomasin von Zerclaere* (Pictura et poesis 15), Köln/Weimar/Wien, 104–120.
- Wenzel, Horst (1995)**, *Hören und Sehen, Schrift und Bild. Kultur und Gedächtnis im Mittelalter* (C. H. Beck Kulturwissenschaft), München.
- Wenzel, Horst (2004)**, „*wan die vrumen liute sint / unde suln sin spigel dem chint*. Zum Verhältnis von Zeigen und Wahrnehmen im *Welschen Gast* des Thomasin von Zerclaere“, in: Christina Lechtermann u. Carsten Morsch (Hgg.), *Kunst der Bewegung. Kinästhetische Wahrnehmung und Probehandeln in virtuellen Welten* (Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik 8), Bern et al., 181–215.